

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 60 (1980)
Heft: 6

Artikel: Europa, der Riese aus der Ferne. Teil II, von Delhi bis Tokyo
Autor: Stern, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-163647>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Europa – der Riese aus der Ferne (II)

Von Delhi bis Tokyo

«Östlich von Suez» nannten die Briten einst die legendäre Region, die sich von der Arabischen Halbinsel bis zur Ostküste des Indischen Ozeans und darüber hinaus erstreckte. In vergangenen Zeiten spielte Grossbritannien eine wichtige Rolle in dieser Region; jetzt ist es ein Gewirr unabhängiger Staaten, erfasst vom Strom der Entwicklung, die sehr verschiedene Stadien erreicht hat, wachsam gegen alles, was ihre Unabhängigkeit in Frage stellt, und begierig nach ausländischem «Knowhow».

Auch die fortgeschrittenen sind Entwicklungsländer, doch es gibt einen besonderen Rhythmus und charakteristische Verzerrungen in jenen Ländern, die plötzlich den Sprung von der Tradition zur neuen Industriegesellschaft schaffen wollen. Europa hat die schmerzliche Angst der Modernisierung durchlitten, die schmerzliche Anpassung an den industriellen Kapitalismus. Die Ludditen in England, die Streiks des «Germinal», die Opfer der frühen Sozialisten – all dies ruft die Erinnerung an die Schrecken von Entwurzelung und Ausbeutung ins Gedächtnis. Doch in unserer Zeit ist das Tempo höher, Trauma und Rausch der Entwicklung noch heftiger. Der Osten – in unserer Vorstellung noch ein Reich des Geheimnisvollen und der Meditation – ist zu hektischem Leben erwacht und scheint darauf bedacht zu sein, mit unglaublicher Geschwindigkeit in seiner Mitte Inseln der Modernität zu errichten. Man muss Singapore gesehen haben, um das neue Tempo zu begreifen.

Nach Indien kam ich während des Wahlkampfes – gerade recht, um Zeuge dieses einzigartigen Tributs an westliche Formen der Legitimität zu werden. Eines der Gespräche, die mich zutiefst bewegten, führte ich mit Romesh Thapar, Herausgeber von «Seminar». Er war erschüttert darüber, mit welcher Leichtigkeit Indien in die Diktatur des «Notstands» abgerutscht war, wie schnell Freunde weggeblickt hatten, wenn sie ihm auf der Strasse begegneten, als er als Regimefeind bekannt wurde.

Die Inder, mit denen ich sprach, waren sehr gut informiert über Grossbritanniens gegenwärtiges Leiden, fühlten aber nur wenig Schadenfreude. Sie bedauern diesen Verfall und manche Inder geben dem britischen Sozialismus die Schuld, mit dessen Milch sie einst selbst gestillt worden waren. Sie wissen, dass indische Immigranten in England auf rassische Diskrimination stossen, und das beunruhigt sie. Im übrigen haben sie eine gewisse Ahnung von Europas wirtschaftlichen Schwierigkeiten, weit grösseren Eindruck auf sie macht aber Europas unerschöpflicher Reichtum, der sich am Niveau der Wissenschaft und Technik und am Lebensstandard zeigt, besonders im Vergleich mit Indiens Armut und steigender Arbeitslosigkeit. Bei vielen Indern fand ich ein naives Vertrauen in die Technologie; solange Europa seine technologische Überlegenheit wahrt, meinen sie, kann es alle seine Probleme lösen.

Vielleicht ist es symptomatisch für Indien, dass es dort eine ambivalente Bewertung der modernen Welt gibt. Auf einer Seite sind die Inder unerhört stolz auf ihre eigenen technologischen und wissenschaftlichen Leistungen; auf einigen Gebieten konkurrieren sie auf dem Exportmarkt erfolgreich mit Europa und Amerika. Ein deutscher Diplomat sagte mir, in der Nuklearmedizin seien die Inder weiter als die Deutschen. Im übrigen haben sie eine erstaunliche Anpassungsfähigkeit, die es ihnen ermöglicht, ausländische Erzeugnisse in verbesserter Ausführung nachzubauen. In Indias Schoss ruht ein modernes Frankreich, ist gesagt worden; in anderen Worten, ungefähr zehn Prozent der indischen Bevölkerung lebt und arbeitet in der modernen Welt. Bei den übrigen gibt es alle Stufen von primitiver Entbehrung bis zum Überleben im Mangel, das der modernen Gesellschaft vorangeht. Für sie sind ältere Traditionen immer noch massgebend. Indien ist wie ein Studienplatz für Gesellschaftsgeologie, wo es Schichten gibt, die in die ferne Vergangenheit reichen. Indien lebt gleichzeitig in vielen Jahrhunderten, und das führt zu riesigen Zwiespältigkeiten.

Die indische Elite ist mehr noch als andere zum Grossteil im Ausland erzogen worden, und auch wer nicht direkt im Ausland studiert hat, ist wenigstens geistig in einer fremden Kultur aufgewachsen. Das einst fast totale Erziehungsmonopol der Engländer in Indien ist gebrochen, vor allem durch die Amerikaner im technischen Bereich und in der Berufsausbildung. Die Haltung der heimkehrenden Studenten ist merkwürdig; ein Journalist bemerkte, von der Moskauer Lumumba-Universität kehrten sie als Konservative zurück, von Harvard als «feurige Radikale». In der alten imperialen Zeit war es eine Ehre, ein «brauner Engländer» zu sein, wie es Macaulay ausdrückte; heute ist es eine Quelle tiefgehender innerer Konflikte. Ein Mitglied von Frau Gandhis Kabinett sprach davon, wie er in seiner Schule in Indien Shelley und Wordsworth studieren musste, obwohl

ihre Schriften keinerlei Bezug zu Indien hatten; ihre Klagen über die trübe Winterzeit bedeuten nichts für Leute, für die der Winter die schönste Jahreszeit ist. Ähnliches hörte ich in vielen Gesprächen: «Die Bücher auf dem Regal machen mich zum Fremdling für meine Brüder und Schwestern», sagte ein Journalist, und der Leiter einer Verwaltungsschule formulierte es knapp: «Meine Erziehung ist Entfremdung.»

Abhängigkeit ist wohl immer quälend, aber von einer Zivilisation abhängig zu sein, die man als unzulänglich oder geistig minderwertig betrachtet, muss besonders bitter sein. Die Inder haben eine zwiespältige Haltung gegenüber dem Westen. Sie wollen verstanden sein, aber «verstehen» bedeutet in diesem Zusammenhang kritiklos akzeptieren¹. Die Europäer, meinen sie, verstehen sie besser als die Amerikaner, die den Indern auf die Nerven gehen mit ihrer «Reichtumsprotzerei», mit ihrem Mangel an Förmlichkeit, mit ihrem Hang zur Grosstuerie und mit ihrer oft betonten Unbildung. «Die Amerikaner sind jenseits unseres Horizonts», sagte mir ein indischer Gentleman. Ein Politikwissenschaftler sagte von seinen Landsleuten: «Das Land, das sie lieben, ist England, das Land, nach dem sie sich sehnen, sind die USA.» Nur der Punjabi, Indiens Piratenelement, versteht den immer nach vorn drängenden Amerikaner zu würdigen. Auch hier trägt der Amerikaner die Bürde überlegener Macht; Europäer investieren, Amerikaner beherrschen. Mit einer moralischen Sorglosigkeit, die schon viele Amerikaner zur Verzweiflung getrieben hat, erklärte mir ein indischer Minister: «Antikommunismus ist langweilig.»

Es ist aber eine Tatsache, dass Europa Indien vernachlässigt. Im Laufe der Jahre haben die Sowjetunion und die osteuropäischen Staaten einen stetigen Strom von Delegationen entsandt, um den Indern zu schmeicheln. Westeuropa macht seine Gleichgültigkeit deutlich – zu einer Zeit, in der die Inder sich danach sehnen, als volksreichste Demokratie der Welt anerkannt zu werden, als westlichster Staat der Dritten Welt, als potentielle Brücke zwischen Erster und Dritter Welt. Manche Inder waren ausser sich über die Formulierung «industrielle Demokratien», die Henry Kissinger geprägt hatte, um die Liste der Gerechten über den Westen hinaus auszudehnen und Japan einzuschliessen – und, vielleicht unabsichtlich, Indien auszuschliessen.

Ich habe vielen Leuten die Frage gestellt, ob sie sich ein Modell für die Entwicklung in der heutigen Welt vorstellen könnten; die Antwort war Nein, aber ein Inder bemerkte dazu: «Nur Indien, China und Japan kennen diese Probleme.» Diese Äusserung war ziemlich arrogant, vielleicht sogar rassistisch: der Weiße ist zu reich, der Schwarze zu arm, um diese Probleme zu kennen! Man sollte aber bereitwillig anerkennen, dass Indiens Probleme und Leistungen überwältigend und erstaunlich sind.

Gespens und Engel

Es gibt eine Gruppe ostasiatischer Staaten, deren autoritäre, konservative Regierungen tiefgreifende wirtschaftliche und soziale Umwandlungen durchführen. Diese Staaten, vor allem diejenigen, die dem ASEAN-Block angehören, haben eine dynamische Wirtschaft und eine unsichere politische Struktur. Ostasien ist die Zone mit dem schnellsten Wirtschaftswachstum der Welt; als solche hat sie enge und immer tiefere Bindungen an die industrialisierte Welt.

Das grösste Land dieser Region ist Indonesien, dessen hohes wirtschaftliches Potential Schwärme von Ausländern an seine Küste zieht. Die Geschichte war in den letzten Jahren turbulent: die ältere Generation erinnert sich noch an die Herrschaft der Holländer und an die japanische Okkupation, gefolgt vom antikommunistischen Putsch der mittsechziger Jahre. Die Umwälzungen der Vergangenheit stärken die Entschlossenheit des Regimes, Stabilität um jeden Preis zu erhalten.

Ein prominenter indonesischer Staatsmann, jetzt im Ruhestand, meinte, von Indonesien gesehen sei Europa sehr fern, «abwechselnd ein Gespens und ein Engel». Die holländische Präsenz erscheint in beiden Gestalten: das Gespens des Kolonialismus ist fast überall anwesend, aufdringlicher noch als in Algerien. Es fängt natürlich mit der Sprache an: «Wir denken holländisch, selbst unser Englisch ist holländisch in dem Sinn, dass wir zuerst auf Holländisch denken und dann auf Englisch.» Die Holländer waren der Trichter, durch den europäische Ideen nach Indonesien flossen. Jetzt wird das Holländische allmählich vom Englischen verdrängt; die Zeiten, als Sukarno bei kritischen Punkten in Regierungssitzungen unbewusst ins Holländische verfiel, sind längst vorbei. Der niederländische Einfluss in Gesundheitswesen, Verwaltung und Bildungsinstitutionen dauert an. Auch sind sich die Niederländer ihrer gegenwärtigen Verantwortung bewusst: sie bringen einige der archäologischen Schätze zurück, die ihre Wissenschaftler und Siedler gesammelt und nach Holland geschickt hatten – solche greifbaren Zeugnisse ihrer Geisteshaltung sind nicht ohne Bedeutung. Noch bedeutsamer in indonesischen Augen ist der Vorsitz der Niederlande in der zwischenstaatlichen Agentur für Hilfe an Indonesien. Andererseits ist die Position der Niederlande in der EG und anderswo zu schwach, um für ihre ehemalige Kolonie soviel zu erreichen, wie es die Franzosen und die Briten für ihre Ex-Kolonien konnten, z. B. in der Konvention von Lomé.

Bei den Indonesiern, mit denen ich sprach, fand ich erstaunlich wenig antiholländische Gefühle; es gab sogar eine gewisse Nostalgie nach der guten alten Zeit der niederländischen Herrschaft. Ein niederländischer

Diplomat lobte die Indonesier für das Fehlen jeglichen Hasses gegen die Holländer, die sich, so meinte er, ein Beispiel daran nehmen könnten, was ihre Gefühle gegenüber den Deutschen betrifft. Nicht etwa, dass zwischen den Niederlanden und Indonesien seit der Unabhängigkeit immer alles erfreulich gewesen wäre: sie waren erbitterte Gegner im Konflikt um West-Irian, und jetzt herrscht in Indonesien Besorgnis über die Kritik der holländischen Linken an der Hilfe für Indonesien mit seinem repressiven Regime. Man sagte mir, die Indonesier wären empfindlicher gegenüber niederländischer Kritik als gegenüber allgemein europäischer. Die Spuren der früheren Herrschaft sind hier besonders tief.

Doch die Holländer verlieren in Indonesien an Boden, während ihre europäischen Partner Boden gewinnen. Die Deutschen stehen an erster Stelle unter den Europäern, doch die Franzosen haben eine besonders aufwendige Ausstellung ihrer Industrieprodukte und ihrer Technologie veranstaltet. Wie Iran ist Indonesien ein Schlachtfeld für Handelsrivalen aus allen Teilen der Welt. Der Kampf um den Markt wird besonders intensiv in den wenigen Entwicklungs-Wohlstandinseln verlaufen, wo leider Konkurrenz und Korruption Hand in Hand gehen.

Indonesien ist mit Modernität übertüncht, was zum Nachdenken darüber anregt, wie dünn die moderne Aussenschicht in den meisten Entwicklungsländern ist. Die Wolkenkratzer von Jakarta sind eine Anomalie: sie verdecken den Blick auf eine Welt, die im Grunde traditionsgebunden bleibt. Man sollte sich daran erinnern, dass ein ähnlicher oberflächlicher Modernisierungsprozess im vergangenen Jahrhundert in England und Frankreich verlief: lange Zeit blieb der französische Bauer seinem entfernten Vorfahren näher als seinen Pariser industriellen Zeitgenossen.

Wie auch in anderen Ländern hört man Äusserungen der Furcht, Europa könne zu schwach werden, auch in Ostasien, besonders in Singapur, dem blühenden Stadtstaat mit seiner vielrassigen Bevölkerung und seiner offiziellen Ideologie, die eine besondere Abart des Sozialismus sein will, in Wirklichkeit aber eine besondere Abart des Kapitalismus ist, nämlich eine, die funktioniert. Singapur ist die Bankmetropole des Ostens und daher ausserordentlich gut informiert über Europas Angelegenheiten.

Lächelnde Diktatur

Seit Singapur unabhängig geworden ist, hat es sich äusserlich wahrscheinlich drastischer geändert als alle anderen Ex-Kolonialstädte der Welt. Einst eine Bastion des Empire, wurde es Zeuge der Schmach von Grossbritanniens plötzlichem Zusammenbruch. Wie einst der Schah von Iran, hat der

langjährige Ministerpräsident Lee Kwan Yu unter den Politikern des Westens glühende Bewunderer – aber auch solche, die ihn heftig lästern. Die führenden Persönlichkeiten in Singapore sind aufmerksame Beobachter der Welt, mit der sie Handel treiben, und ein Europa in Verwirrung beunruhigt sie ebenso sehr wie ein Amerika in der Stimmung für Einschränkung und Abgrenzung, wie sie nach dem Vietnamkrieg herrschte.

Bei manchen Entwicklungsnationen findet man einen grimmigen und zweifellos oft für eigene Zwecke umgeformten Antikommunismus; die dortigen politischen Führer sehen liberale Reformer als potentielle (oder, wie die Stalinisten sagen würden, «objektive») Kommunisten; andererseits haben sie ihre Erfahrungen mit kommunistischer Subversion. Und je mehr sie radikale Unruhe, sei es à la Ghadhafi, sei es in einer mehr oder weniger kommunistischen Version, fürchten, um so grösser sind ihre Sorgen um Europa, das so stark ist in seinen wissenschaftlichen Leistungen und so schwach in seiner inneren und äusseren Verteidigung. Manchmal ist diese Sorge gewürzt mit einem Schuss Verachtung: Ein führender Mann in Singapore sprach von Europas Katzbuckelei vor den Arabern wegen ihres Öls, wobei er bemerkte: «Für Europäer ist das schlimmste, ohne Butter auskommen zu müssen, für andere, schon den zweiten oder dritten Tag nicht zu essen.» Und viele führende Persönlichkeiten in Asien fürchten, ein noch mehr geschwächtes oder eingeschüchtertes Europa könnte seine Zuflucht im Protektionismus suchen, was für Ostasien verheerende Folgen hätte.

Viele dieser Länder hatten kommunistische Subversion zu bekämpfen oder konnten dies beim Nachbarn beobachten; vorher mussten sie die schlimmsten Erfahrungen mit der japanischen Okkupation machen. Verschreckt und relativ isoliert, haben sie repressive Regimes errichtet, häufig bekämpfen sie den Terrorismus mit präventivem Terror.

Das gilt von Indonesien und Singapore, von dem jemand als der «lächelnden Diktatur» mit mir sprach. Den Oppositionsführern im Gefängnis mag das Adjektiv als bittere Karikatur erscheinen. Es ist jedenfalls ein vorsichtiges Regime: Maos Werke dürfen in englischer Sprache verkauft werden, nicht in der chinesischen Ausgabe. Marxismus-Leninismus wird an der Universität gelehrt. Sogar ein prominenter Unternehmer und Politiker musste es ertragen, dass sein Sohn als gefährlicher Radikaler eingesperrt wurde; er meinte, die Verhaftung sei nur eine übereifrige Verirrung im notwendigen Kampf um Stabilität.

Bei der Diskussion über dieses Problem in Indonesien oder Singapore spürt man im Hintergrund das Echo, das die Besorgnis der Carter-Administration um Menschenrechte hervorruft; sie wird starken Druck auf Staaten wie Singapore oder Indonesien ausüben – ja sie übt ihn schon aus. – Ich

konnte mich des Gefühls nicht erwehren, dass diese Besorgnis mit einer gutinformierten Rücksichtnahme auf die spezifischen Probleme dieser Länder und auf ihre Leistungen und mit einem schlüssigeren Beweis unserer Besorgnis um die wirtschaftlichen Probleme der Dritten Welt Hand in Hand gehen sollte. In den Entwicklungsländern wird mit einiger Energie das Argument vorgebracht, bevor die Menschenrechte gesichert werden könnten, müssten auf anderen Gebieten Fortschritte erzielt werden, wie es in Europa der Fall war. Genauer gesagt, unsere oft als fromme Platitüden formulierten Äusserungen über Menschenrechte sollten als festen Kern Minimalbedingungen enthalten, deren Einhaltung wir überall als unerlässlich betrachten, z. B. Abschaffung der Folter. Es ist wahrscheinlich, dass dank unserer neuen Politik die Gefängnisse unserer Freunde leerer und weniger brutal werden, während sich diejenigen unserer Hauptgegner noch mehr füllen und noch schlimmer werden². Die Schwachen können wir zwingen, dem Starken bieten wir die Stirn.

Vergeblicher Trilateralismus

Ich kam nach Japan in einer Zeit, als sich die Japaner bewusst wurden, dass sich ihre Beziehungen zu Europa verschlechterten. Fast ein Jahrhundert lang, bis zu Japans Kapitulation vor den Amerikanern, hatte der europäische Einfluss das Land verändert. Kein anderes Land, das nicht von Leuten europäischen Ursprungs bewohnt war, hatte westliche Technik – und in gewissem Ausmass westliches Denken – so absorbiert wie die Japaner. Die amerikanische Okkupation verdrängte den europäischen Einfluss, und dreissig Jahre lang war die amerikanische Präsenz vorherrschend; die USA liegen geographisch viel näher, sie sind auch der Hauptgarant von Japans Sicherheit. In dieser Zeit wurde Europa zum fernen, wenn auch wichtigen Handelspartner; die Hauptverbindung sowohl Europas als auch Japans war zu Amerika, doch die Verbindung zwischen Amerikas beiden Hauptalliierten blieb schwach. Der Trilateralismus war ein Versuch, ein Verbindungsglied zu schaffen, das nicht existierte. Amerika bleibt der Drehpunkt der freien Welt.

Japan erlitt den Nixon-Schock von 1971 und den Ölschock von 1973; beide brachten ihm besser zu Bewusstsein, wie verletzlich es war. Japan ist vollständig abhängig vom Öl aus dem Nahen und Mittleren Osten, sogar noch mehr als Westeuropa. Japan konzentrierte sich darauf, den besten Ausweg zu suchen. Das Land, das sich erkühnt hatte, Kameras nach Deutschland zu exportieren, Uhren in die Schweiz, Autos und Fernseher nach Amerika, Schiffe nach England und Textilien überallhin, verdoppelte

nun seine Exportanstrengungen, um in Amerika und Europa zu verdienen, was es im Mittleren Osten mehr zahlen musste. Aber das japanische Wunder drohte zum Bumerang zu werden; die Industrieländer waren nicht gewillt zuzulassen, dass Japans Ausfuhr auf Kosten ihrer Handelsbilanzen expandierte; die Zahlungsbilanzen von USA und EG wurden 1979 als passiv im Betrag von 45 Milliarden Dollar geschätzt, während die japanische Aktiva versprach.

Unter Druck von aussen, vor allem aus Europa, wichen die Japaner zurück. In einer Schärfe, die es früher nie gegeben hatte, kritisierte die EG formell Japans Handelspolitik; inoffiziell war der Protest noch lauter. Die Japaner machten einige Konzessionen und begriffen, wie labil die Wirtschaft der schwächsten europäischen Länder, etwa wie England und Italien, ist. Sie erkannten auch die Stichhaltigkeit des europäischen Arguments an, Japan solle einen Teil seiner Kapazitäten für die Bereinigung seiner eignen materiellen und sozialen Infrastruktur aufwenden.

Aber die Japaner nahmen das europäische Geschrei übel. Plötzlich hatten sie den Eindruck, die Europäer hätten das alte Schlagwort von der «gelben Gefahr» wieder aufgegriffen, eine Herabsetzung, gegen die sie besonders empfindlich sind. Sie stellten sich vor, in der Welt sei wieder die Rede vom «hässlichen Japaner», und es ging ihnen gegen den Strich, dass man sie, halb mit Bewunderung, halb mit Angst, im Westen in eine Schablone presste – die Schablone des Inselvolks, das unermüdlich – und ein bisschen unfair – für die «Japan AG» schuftet.

Die Japaner entdecken Europa wieder in einem Augenblick gegenseitiger Verstimmung – kein gutes Omen für einen neuen Dialog. Die Japaner haben Konzessionen gemacht, die ihnen bedeutend scheinen, sowohl durch Einschränkung der Ausfuhr, als auch durch Erleichterungen für die Einfuhr aus Europa. Sie organisierten technische Symposia und politische Konferenzen, um neue Brücken zu bauen. Doch Europa hat noch immer Beschwerden und Japan seine Ausfuhrkapazität. Selbst wenn Ausfuhrbeschränkungen nach Europa in Kraft bleiben, wird die Konkurrenz auf dem Markt in Drittländern um so schärfer. (Die Europäer werden dort auch bald das volle Gewicht der Konkurrenz von seiten der «Mini-Japans» Südkorea und Singapore verspüren.)

Die Japaner sind über diesen Sturm erstaunt, vielleicht über Gebühr. Sie sind nicht gewohnt, sich selber als Wirtschaftsgiganten zu sehen; die Kluft zwischen ihrer Leistung und ihrem Selbstvertrauen bleibt erstaunlich gross. Dies führt dazu, dass sie Europas Feindseligkeit übertreiben; ein Japaner sagte mir: «Die Europäer sähen am liebsten, wenn unsere ganzen Inseln vom Meer verschlungen würden.» Das trägt zur Belebung ihrer eigenen kritischen Haltung gegenüber Europa bei.

Die Japaner denken mit Nostalgie an Europas Kultur; sie würden gern die einst so engen kulturellen Beziehungen wiederanknüpfen. Sie sind aber auch bis zur Verzweiflung erbittert über das, was sie als Europas Verfall zu einem Kulturnuseum ansehen, zu einem «Altersheim», dessen Insassen zufrieden sind, den Rest ihrer Tage in möglichst grosser Bequemlichkeit zu verbringen. Sie halten die Europäer für mürrisch, «geistig und wirtschaftlich in Agonie», arbeitsscheu, unwillig zur Konkurrenz und Zusammenarbeit. Trotz dieser Kritik bleibt der Wunsch nach guten Beziehungen zu Europa, nach besserem Einvernehmen mit einem Partner, in dem man einst ein inspirierendes Vorbild sah.

Die Japaner machen sich Sorgen über ihre wirtschaftliche Zukunft, über Amerikas gleichzeitige Abgrenzung (der angekündigte Abzug aus Korea) und Anmassung (das Veto gegen schnelle Brüder). Sie sind isoliert und fühlen es; Amerika ist fern und geheimnisvoll, Russland und China sind nah und bedrohlich. Europäer und Amerikaner könnten noch stärker zu verdecktem oder offenem Protektionismus übergehen und so Japans Ausfuhrmarkt gefährden. In Ostasien stossen die Japaner noch auf Überreste des Hasses, der aus der Kriegszeit der «Ko-Prosperitäts-Sphäre» stammt. Ihre eigene politische Struktur ist im Wandel, und sie fürchten, wirtschaftliche Rückschläge könnten das ganze soziale Gewebe zerreißen, das den einzigartigen Beziehungen zwischen Industrie und Arbeiterschaft zugrundeliegt. In dieser Stimmung bedrängter Isolation möchten sie zu ihren Wurzeln zurückkehren, um zu erhalten und zu stärken, was den wesentlich japanischen Kern ihrer Kultur bildet.

Zwiespältiges Erbe

Von weitem wird Europa immer noch als Riese gesehen, wenn auch nach Ansicht vieler ein verwundeter Riese. Es bleibt der wichtigste Markt der Welt, mit einer ungeheuren Kapazität für technische und geistige Erneuerung, die es zum grossen potentiellen Reservoir für Entwicklungsländer macht; es ist frei, seine liberalen Institutionen bestehen weiter und sind attraktiv geblieben. Schon die Tatsache, dass die Neun gemeinsame Handelsrichtlinien beschlossen haben und immer mehr mit einer Stimme in Handelsangelegenheiten und mit koordinierten Stimmen in politischen Fragen sprechen, gibt Europa mehr Gewicht. In den letzten Jahren haben die Europäer den Entwicklungsländern mehr Hilfe gewährt als die USA. Europas Kritiker in Übersee – und es gibt ihrer nicht wenig – zweifeln nicht an Europas Möglichkeiten; es ist Europas politischer Wille, seine Stabilität, die sie in Frage stellen.

Das Erbe des europäischen Kolonialismus ist viel zwiespältiger, als man aufgrund der antiimperialistischen Rhetorik meinen könnte. Für die Europäer ist es sowohl Hindernis als auch Gelegenheit. Bitterkeit bleibt, doch Antiimperialismus als Ideologie ist heute wohl stärker in den Vortrags-sälen westlicher Universitäten als in den Herzen der Inder und Indonesier. Und wenn es um Europa oder Amerika geht, sind heute die USA im Brennpunkt des Antiimperialismus, so ironisch dies klingen mag, wenn man sich daran erinnert, mit wieviel Druck die USA Europa zur Dekolonialisierung gedrängt haben³.

Für die heutigen Europäer wird es nicht leicht sein, bei privaten ebenso wie bei offiziellen Kontakten die richtige Haltung und Politik zu finden. Die Vergangenheit könnte die Brücke zu einer neuen Zukunft bilden; es gibt einen Rest gegenseitigen Verständnisses, der zum grossen Aktivum werden könnte. Ein genauerer Blick in die imperialistische Vergangenheit könnte helfen, den Kurs in die Zukunft zu setzen. In ihren Imperien haben die Europäer Greuel-taten verübt, was ihnen um so leichter fiel, da sie überzeugt waren, die Opfer dieser Greuel-taten gehörten «minderwertigen Rassen» an. Aber Imperialismus war nicht nur dies, und die Europäer – und ihre amerikanischen Vettern – könnten ihren Weg vielleicht besser finden, wenn sie die Vergangenheit weniger simplifizieren würden.

Wir leben in einer Welt ohne Modelle; keine Nation erhebt heute den Anspruch auf Universalität, der in früheren Zeiten aus Macht und ideologischer Anziehungskraft entsprang. Nach 1945 waren es die USA, die auf diese Art als Modell dienten und sich selber in dieser Rolle sahen. Wir haben das Interesse an dieser Rolle verloren nach den Qualen, die uns Vietnam und Watergate gebracht haben, und nach den Enthüllungen über Ungerechtigkeit, Korruption, Verschwendung und Umweltzerstörung in unserer eigenen Gesellschaft. Die UdSSR hat seit langem ihren Reiz eingebüsst, und China ist ein Modell nur für die, denen die Aussicht auf Gleichheit teuer ist und die die Realität aufgezwungener Uniformität übersehen. Auch die Entwicklungsländer haben in keinem aus ihren Reihen ein Modell gefunden.

In einer solchen eklektischen und pragmatischen Welt könnten die Europäer, die mehr daran gewöhnt sind, ihre Rolle in anderen Erdteilen zu spielen als wir, eine neue Chance haben. Heute sucht man in der ganzen Welt nicht nur nach wirtschaftlichem Aufstieg, sondern nach einer Art geistiger Identität. Die Leute wollen die Notwendigkeiten der neuen Zeit, ohne auf die Werte ihrer eigenen Vergangenheit verzichten zu müssen. Die Europäer werden in der Entwicklungswelt als Händler auftreten, vielleicht als Lehrer der Technologie. Aber die lange Bekanntschaft mit den Völkern, die ihnen früher untertan waren, könnte es ihnen auch ermöglichen,

das «Verständnis» zu entwickeln, nach welchem sich so viele Völker – oder ihre gebildete Führungsschicht – anscheinend sehnen.

Paradoxerweise könnte also Europas Schwäche zur Quelle der Stärke werden. Die Europäer mögen entdecken, dass sie nicht nur greifbare, sondern auch ungreifbare Aktiva in Ländern haben, die sie nun seit einiger Zeit vernachlässigen. Wenn sie sich anschicken, in diesen Ländern eine grössere Rolle zu spielen – und es gibt Anzeichen dafür –, werden die Völker, die ihre neue Unabhängigkeit eifersüchtig hüten, mit scharfem Blick nach Zeichen des Neoimperialismus suchen; andererseits werden andere Mächte, vor allem die USA, die Sowjetunion und Japan, besorgt über ein allzu festes Fussfassen der Europäer sein. Handelsrivalitäten in den Entwicklungsländern werden sich zwangsläufig verschärfen. Die Europäer werden auf Kritik aus anderen Ländern stossen; ihre kulturellen Anstrengungen werden von einigen einheimischen Gruppen abgelehnt werden. Aber eine neue europäische Präsenz, die sowohl materiell als auch kulturell grössere Ausmasse erreicht, ist möglich; sie wäre im Einklang mit Europas Vergangenheit und mit der Stimmung der Zeit. Trotz Europas Verwirrung, und zu einem gewissen Grad infolge dieser Verwirrung, ist es wahrscheinlich, dass Europas Drang nach aussen sich verstärkt.

¹ Manchmal findet man seltsame Vorstellungen über die Wurzeln dieses Missverstehens. Ein indischer Beamter, einer der vertrautesten Berater von Frau Gandhi, erklärte unvermittelt, die Inder hätten im Westen ein schlechtes Image wegen ihrer Politik gegenüber Israel (die man, so fügte er hinzu, im Licht der Tatsache sehen müsse, dass in Indien 70 Millionen Moslims leben). Die Juden, erklärte er, beherrschten die westliche Presse und die westliche Politik allgemein und könnten daher Indien verunglimpfen. – ² Die Herabsetzung der Zahl von Eingekerkerten könnte sich letzten Endes als nützlich erweisen. Mehrere Indonesier sagten mir: «Es kommen viel mehr Kommunisten aus dem Gefängnis als hineingehen.» – ³ Die

Russen spielen eine wichtige wirtschaftliche und militärische Rolle in Algerien und Indien – aus Ägypten wurden sie herausgedrängt –, aber ihre Präsenz ist eine rein praktische Angelegenheit. Immer wieder hörte ich, dass Männer, die in der Sowjetunion studiert hatten, ja, mit russischen Frauen von dort zurückgekehrt waren, wenig Gefallen an ihren Erfahrungen in Russland gefunden hatten. Ein indischer Journalist, der begriff, wie wichtig die Sowjetunion für sein Heimatland wirtschaftlich und aussenpolitisch ist, drückte sein Bedauern darüber aus, dass «dort seit Kronstadt die Halsabschneider an der Macht sind». Ich fand niemanden, der anderer Ansicht war. Von Osteuropa jedoch sprachen viele mit weit grösserer Anerkennung.